

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 33 (1929-1930)  
**Heft:** 22

**Artikel:** Rote Rosen  
**Autor:** Chappuis, Edgar  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-672029>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 19.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

vierzehn Tage. Dieser Dürftigkeit entsproßt das reiche, Tausende entzückende Leben. Wieder ein Beispiel unter unzähligen anderen, daß aus Niedrigkeit und Armut wie oft das Gute und Herrliche erwächst!

Zur Zeit der Paarung ist die Lerche ein überaus munteres und erregtes Tierchen, fliegt, flattert, spielt und schwärmt in der Luft, jagt sich auch mit ihren Nebenbuhlern unter hellem Klang in der Flur herum. Nach solcher Jagd wieder zu dem Weibchen seiner Wahl zurückgekehrt, stolziert das Männchen unter zärtlichem Nicken mit aufgerichteter Hölle und etwas gefächertem und gelüftetem Schwanz vor dem Gegenstande seiner Neigung einher.

Das ist das äußere Bild und Wesen der Feldlerche. Ihr Seelenleben aber enthüllt sie uns selber in ihrem herrlichen Gesange, viel lebendiger und schöner als es meine schwache Feder zu schildern vermag. Gehet hinaus an einem heiteren Sommermorgen in die Flur und höret dem Gesange der Lerchen zu, aber nicht mit gleichgültigem Ohr — so vernimmt man nur Trillern und Schirren — nein, lauschet mit hingebender Seele, und ihr werdet aus mancher Höhle abwechselndes, reiches Leben auf einem und demselben Grundtone sich entfalten hören.

Steiget dann ins Gebirge, und da vernehmt ihr vorzugsweise die Meister mit der angenehm flötenden baumlerchenartigen Abwechslung zwischen ihrem lieblichen, silberhellen Trillern; da werdet ihr inne, welche melodische Empfindung in das kleine Herz dieses Tierchens gelegt, welche Spannkraft seiner Seele gegeben ist, welche Einrichtung und Leistungsfähigkeit seinen Atmungswerkzeugen, um bei beständigem Schweben in der Luft solche Gesänge schmettern zu können. Ja, bewunderungswürdig und erhebend führt dieser Musiker der Natur sein Konzert aus. Sein eigener Kapellmeister mit dem luftigen Stabe seiner Schwingen, nimmt er in der Höhle sein ganzes Tonwerk mit in die Höhe. Ist unser Vogel hier nicht vorzugsweise die am schönsten verkörperte Musik der Natur? Von Herzen kommt sie, zu allen Herzen geht sie, frisch, munter und frei. Kein Wunder, wenn die Jungen den über ihnen schwirrenden Gesang des Vaters frühzeitig einsaugen, ihn an Herbsttagen heimlich und leise auf den Feldern einüben und unserem entzückten Ohr im nächsten Frühjahr in seiner ganzen Ursprünglichkeit wiedergegeben! So lebt er fort von Geschlecht zu Geschlecht, ein Gesang ewiger Verjüngung und Auferstehung, ein unsterbliches Lied.

Ad. Müller, Würzburg.

## Der Sichel versallen.

Vom vertobten Sturm gebogen,  
Angstlich noch die Ähren wogen,  
Die schon voll gereift heran.  
Sieh, jetzt an des Feldes Rande

Blickt es auf im Sonnenbrande!  
Leuchtend mit erfrischtem Blicke  
Schaut im Korn die fremde Wicke  
Ahnungslos den Schnitter an.

Martin Greif.

## Rote Rosen.

Von Edgar Chappuis.

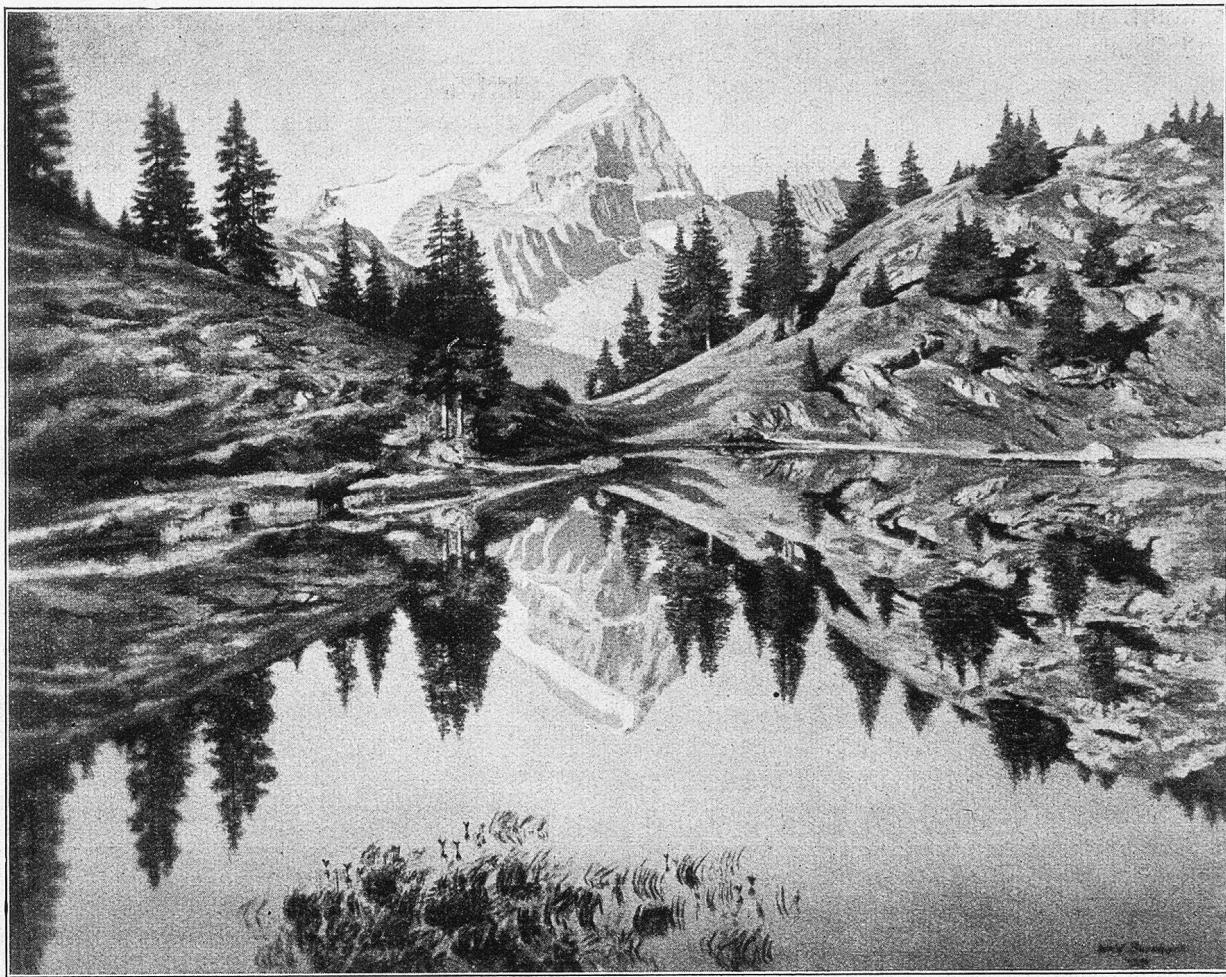
Wie Ernst Manz aus dem Dämmerdunkel der Galerie Borghese, in der er viele Stunden verweilt, ins blendende Tageslicht der Anlagen auf dem Pincio hinaustrat, mußte er auf Augenblicke die Augen schließen. Nur allmählich gewöhnte er sich wieder an die Umwelt mit Licht und Sonne.

Er kam aus einer andern Welt, aus der der Kunst und schien nun im Gedränge von Menschen und Wagen wie benommen. Was er eben gesehen, erfüllte noch all sein Sinnen. Diese gewaltige Größe der Kunst, diese Pracht der Gemälde und marmornen Gestalten, die auf ihn herabgeblickt hatten, aus einer schöneren

und unwirksameren Welt, aus einer Zeit, wo man es noch verstanden, aus dem Leben ein Kunstwerk zu machen.

Um ihn breitete sich das liebliche Bild eines strahlenden römischen Frühlingsnachmittages. Die Sonne schien heiß vom wolkenlosen Himmel. Der Wind fächelte die Palmwedel in den Anlagen und koste um die knorrigen Äste der hochragenden Schirmpinien. Frohe Menschen in hellen Kleidern lustwandelten und freuten sich der neuverstandenen Natur.

Langsam, noch immer in Gedanken an all das herrliche Geschauta versunken, schlenderte Ernst durch den gewaltigen Park, den wohl-



Bergseezauber (Alp Flüx).

pflegten Wegen entlang. Erst gestern aus dem grauen Norden in der ewigen Stadt angekommen, hatte ihn die Fülle der neuen Eindrücke übermannt. Er hatte viel erwartet, doch was er jetzt sah, übertraf noch bei weitem, was er sich unter Rom vorgestellt hatte.

Farbige Frauengewänder, Anmut und Grazie auf Schritt und Tritt. Glückliches, sorgloses Kinderlachen, die ganze Natur im Festgewand. Und dazu noch die wundersame Landschaft, weit, großzügig, unendlich sich hindehnend über die weite, weite Campagna bis an das ferne blaue Meer. Hier mußte man zu einem andern Menschen werden, mußte alles Alte und Verbrauchte abschütteln, um neu zu erstehen und neu schaffen zu können.

Vor der einstigen Villa Medici, der jetzigen Französischen Akademie blieb er stehen und schaute auf die Piazza del Popolo zu seinen Füßen. Das alles war klassischer Boden, hatte Jahrhunderte, ja zum Teile Jahrtausende überdauert, fügte sich in das Neue und Modernste

Bon Ernst Burkhard, Richterswil.

ein, wurde zu seltsamen Ganzen, wie es nirgend wo anders wie hier in Rom zu finden ist.

Im Lichte der Sonne lag die Stadt, unendlich, wie ein erstarrtes Meer von Kuppen und Türmen, Obelisken, Dächern und Basiliken.

Ganz weit, als silbernes Band, der Tiber, und an seinen Ufern die Engelsburg. Etwas weiter zurück St. Peter, alles überragend, weißschimmernd ein zur Wirklichkeit gewordener Traum himmlischer Schönheit und Macht. Wer das alles geschaffen! — Und Ernst, der aus einem kleinen unscheinbaren Provinzstädtchen stammte, wurde wie von einem Rausche der Freude erfaßt. Hier war er, hier durfte er weinen, durfte sehen und staunen, lernen, bewundern, in sich aufnehmen, alles, alles, was Menschengeist erdacht und geschaffen seit Beginn unserer Zeitrechnung.

Beinahe wehmütig lächelnd mußte er an seine bescheidenen schüchternen Skizzen in Aquarell und Öl denken, an seine Träume von einstiger Größe. Was war alles, das man ihm seither

gerühmt, im Vergleich zu dem, was er hier sah? Stückwerk, kümmerlicher Anlauf, Versuche eines Schwachen, der es wohl nie zu etwas Wahrrem bringen würde.

Er schritt weiter, der Kirche Trinita dei Monti zu. Wie gewaltig hier alles war, wie wundersam gegliedert, als verstehe sich solche Kunst von selber, als sei sie gar nichts Außergewöhnliches. Und man hatte ihn hierhergeschickt, um zu studieren, zu lernen, sich auszubilden. Die guten Leute der kleinen Vaterstadt. Was sie sich wohl dabei gedacht hatten?

Hier wurde man ja mutlos, sobald man Vergleiche anstellte, fühlte sich nichtig und klein, untauglich, unbrauchbar. Lernen sollte er, die Augen offen behalten, reichen Gewinn mit heimnehmen und dann weiterschaffen und es zu etwas, ja, zu eigenem Ruhme bringen.

Eine große, weiße Wolke segelte über den Himmel. Ein dunkler Schatten legte sich geisternstisch über die Stadt, wanderte mit, zog nach Westen und ließ wieder die Sonne erstrahlen. War das alles schön und unvergleichlich. Hier das alte, leise abbröckelnde Gemäuer, hinter dem eine Zypresse dunkel und ernst stand, dort die Putten am Fries des Palazzo von der Patina der Zeit braunrot gebrannt, mit rankenden wilden Rosen, die sich um die zarten Steinkörperchen schmiegten, als lebten sie.

Und nun stand er auf der Spanischen Treppe, schaute in das Gewirr der alten Gäßchen dort unten, erblickte links und rechts, wie einen üppig grünenden und blühenden Garten, die aber tausend bunten Blumen, die feilgeboten wurden. Nelken, Rosen, viele, viele Rosen, weiße, gelbe, dunkelrote, wie Wellen vom Winde bewegt, wallte es hin und her, und betäubender Duft stieg wie Weihrauch empor. Er stand und schaute, alles um sich vergessend. Und da, inmitten dieser lebenden Pracht stand ein junges Mädchen, schwarzaarig, dunkeläugig, die Haut weiß, die Wangen rot und zart, wie die Rosen, von denen es umgeben war.

Die Galeria Borghese war vergessen, die Museen boten keinen Reiz mehr mit ihrer toten, steinernen Pracht, mit ihren vergilbenden Gemälden, aus denen eine längst erstorben Welt blickte. Hier allein war Leben, war Fülle und kostliche Schönheit.

Das Mädchen blickte hinauf und schaute ihn

an. Liebliche Augen eines Kindes, eines kaum zur Reife erwachten jungen Weibes.

„Fiori, signore!“

Wie das sang und klang, frühlingshaft, warm und süß. Er sah auf die Rosen, sah auf ihr Gesichtchen, wurde rot, wie ein Junge.

„Quanto costa?“

„Due lire, signore!“

Als er das Geldstück hervor framte, zitterte seine Hand. Wie schön sie war! Rom? Die Museen, die Paläste und Kirchen? — Nichts im Vergleich zu ihr, die in anmutiger Haltung vor ihm stand, die mandelförmigen Augen zu ihm erhoben, ein schelmisches Lächeln um den kleinen roten Mund.

Die Leute kamen und gingen. Wagen ratterten vorbei, Autos tuteten. Noch immer stand er da, wie gebannt, wie angewurzelt, linkeisch die paar Rosen in der Hand. Was wollte er noch!? Schauen, nur schauen, dieses Wunder zu unauslöschlichem Gedächtnis in sich einsaugen mit der ganzen Schönheitshungerigen Seele.

Dann ging er, heimlich taumelnd, ziellos immer gradaus. Was er heute noch zu sehen bekam, würde nichts sein, im Vergleich zum eben Geschauten.

Es wurde Abend. Die Sonne versank rot und dunstig in der Ferne. Die Lampen flammten auf, der Verkehr brandete.

Ernst Manz saß auf seinem Zimmerchen in der Stadt, noch immer die Rosen, die sie ihm gegeben, in der Hand. Sie dufteten süß, und zwischen den zarten Blättern schien es ihm, als lächle ihm ihr Antlitz entgegen.

Er war gekommen, um Kunst zu studieren. Er blieb, um sie immer wieder zu sehen, die Holde auf der Spanischen Treppe. Und als der Sommer ins Land zog und der heiße Brodem bleiern auf der ewigen Stadt mit ihren Kunstsäulen lag, atembeklemmend, finnverwirrend, verließ auch er Rom, das er kennen gelernt und nun liebte, und mit ihm fuhr sie, die Fiametta Zanini, das kleine Blumenmädchen, und folgte ihm in die nordische Heimat, als Modell, als Geliebte und Frau, der er fortan all sein Können, all seine Kunst widmen wollte, war sie ihm doch zur höchsten Offenbarung der Kunst geworden, die ihm helfen würde, selber etwas zu schaffen, das sich zeigen lassen durfte.